

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 50

**Artikel:** Schloss Wildenstein im Aargau im Wandel der Zeiten

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648384>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

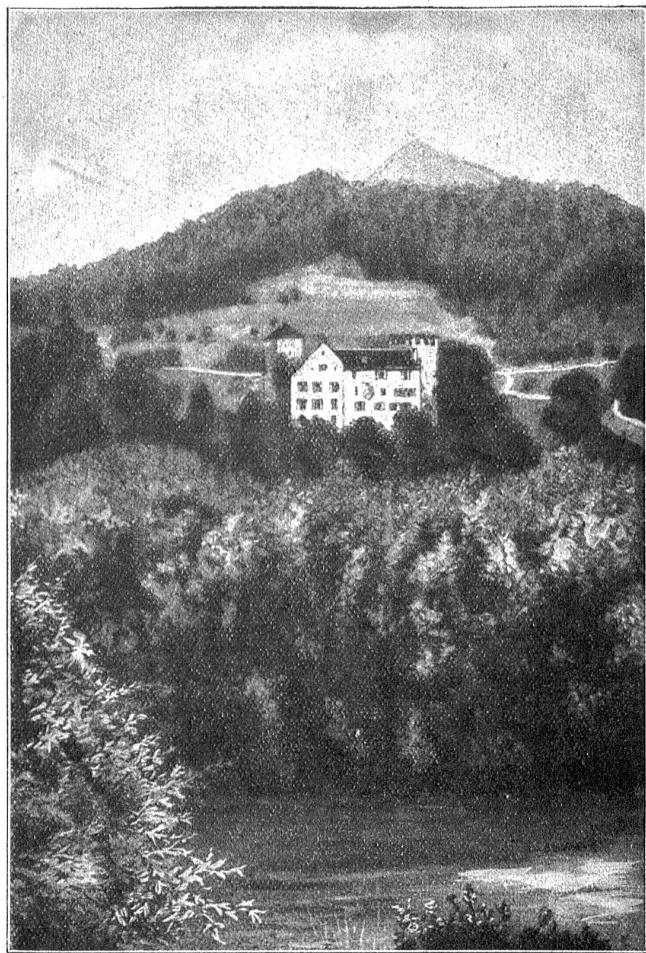
#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

versproche, ne zmonderisch nam Zmittag gschwinn uf d'Bahn z'föhre. D'Mueter Lüdi het ne schüzzlig beduuret. Das heig sie doch wohl dänkt, dä hält's dert nid us — die



Schloß Wildenstein im Aargau. Gesamtansicht von der Aare her.

ing doch bekannt für grobi Sückle u we sie jez nid gnue hätt am Jules, so hönniti er gwüzz grad bi ihne blybe — aber äbe, es wär doch o nid guet, sie täti ja de ging uf wältch parliere u für das heig me se doch o nid furt ta! Die Wort vo der Büüri hei em Joseph wohl ta, es het ne dunkt, är ghör sys Müeti rede.

Gschaffet der der „Wältch“ der ander Tag nüt meh. Es isch si nimm derwärt, u derzue han i jez ds Sunntigzüug anne, het er dänkt un isch übere zur Seematte, isch dert amene sunnige Börtli abgläge u gly druf ngeschlafe.

Es isch e prächtige warme Frühligstag gsi u d'Bögeli hei es großes Morgelkonzärt gäh i de Tanne obe. Da isch es dopplet schön gsi zum Ygnaute un übere z'sägle i ds Traumrñch. Es isch nid lang ganze, isch der Joseph i sym Greyerzerländli obe gsi — wunderbar klar sñ d'Bärge vor ihm gstanne — — i de Mulde un i de Runse sñ no wñzi Schneeadere glüsse — süssch alles imene fyne blaue Dunst. — Vo de häftig grüne Matte isch ihm der starch Gschmad vo de Stärneblueme eggäge cho. Jez isch er under-einisch dobe gsi, i der Alphütte vo der Combettaz — är het über d'Flue abegleggt uf ds Stettli Greyerz, wo wie-n=e schöni Ritterfrau uf em Hübeli obe gschlafe het. Un i der

ganze Luft hets tönt u giubiliert: „Viauba — Viauba — por aria.....!“

E scharsi Gellistimm i der Nööchi het der Joseph uf ds Mal gwedt us sym süeche Traum. Aer macht d'Auge langsam uf u gseht Nägelis Großmueter vor ihm stah:

„Wart du nume, du donners Schlingelbueb, was de bisch — wosch du äch enanderena cho oder wosch nid!“

Nägelis hei's drum ging no nid glaubt, daß es ihm Verscht sing mit em Furtgah u hei d'Großmueter gschidt, ne ga z'sueche.

„Oh, je m'en fiche!“, het der Joseph nume troche gseit u sech gmüetlig uf die anderi Syste dräit.

Aber d'Großmueter het wyter gwäffelet:

„Wart du nume, mir wei der de ds Mani singe — du chasch de hinech ung'ässe i ds Näscht, u das chasch — lah der's nume la gseit sñ!“

„Daisch mir doch glych“, het er nume gmacht, aber e te Wank ta, für ufs'stäh. Wo die alti Frau gseh het, daß sie nüt an ihm ha reisse, het sie sech pfäit — aber er het se no ghöre bauele, wo sie scho bi de Schüüren äne isch gsi.

U churz nam Zmittag, wo die meischte Denzwiler no sñ am Tisch ghodet, isch der Joseph, ohni daß es öpper gmerkt het, uf em schöne Bärnerwägeli vo Lüdis glücklig gäge Buchsi zue gsahre.

„Aber gäll, Uncle Robert, i mueß nid meh furt?“, seit der Joseph zwe Tag speter im Poschbüro z'Broc, wo n'er sym Götti alls het prichtet gha, wie-n=es ihm schlächt gange sing im Dütsche.

„Los jez, mon cher“, fallt ihm der alt fröhlech Madry u nimmt der Josef fescht bir Hann — „du hech es schlächt preicht zum Afah, das isch wahr — aber das wott nid sage, daß es der wyter so müez gah. Que, es git überall gäbig u ungäbig Lüt, im Dütsche un im Wältsche, im Bärnbiet u bi de Soleurois, da chehren i nid d'Hann um. I will jez sälber öppis für die sueche, u wen i de öppis ha, de probiersch hält no einisch! We eim öppis zericht Mal nid graket, so darf me d'Flinte nid i ds Chorn wärfe — lue, die spitzige Steinli, wo's mängisch het uf em Wäg, mueß me wüsse nz'trappe — es isch nachhär vil es bessers u sicherers Laufe, glaub mer's nume — eh bien Joseph, mir wages no einisch, versprichsch mer's?“

Die briune großen Auge hei ase lüüchte. „Ja, also, i will der's verspräche“, seit der Joseph hübscheli u liegt der fräntlig Ma fescht a. — D'Namittagsunne het warmt i ds Büro ine gschine u het alli Gstell un Egge überguldet.

„Bravo, bravo Joseph! jez gfallsch mer! Mit früschem Muet i ds Läben use! Allons Joseph, bon courage, bon courage!“ (Ende.)

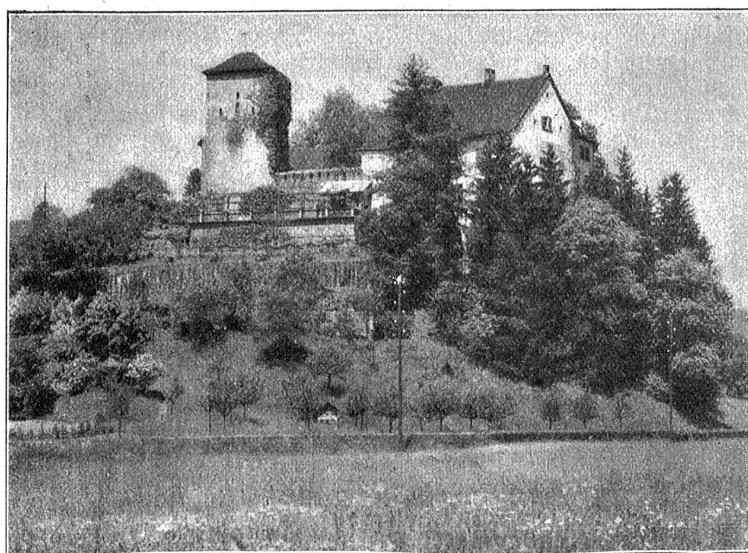
## Schloß Wildenstein im Aargau im Wandel der Zeiten.

Es scheint eine Vorbestimmung zu sein, daß die im Frondienste erbauten Feudalschlösser wieder zum Dienste an der Allgemeinheit zurückkehren müssen. So sind die meisten jener stolzen Bauten, die von hoher Warte über die Hügelbreiten des Schweizerlandes hinwegschauen, heute Amtsämter, Museen, Erziehungs- und Fürsorgeanstalten, ja sogar Buchthäuser geworden.

Neuerdings hat das aargauische Schloß Wildenstein diese bedeutsame Wendung seines Schicksalsweges erreicht. Im Frühling dieses Jahres wurde es vom Diakonissenhaus in Bern käuflich erworben; es soll nunmehr als Heim für ältere pflegebedürftige Personen dienen unter Führung und Wartung durch Schwestern des Berner Diakonissenhauses.

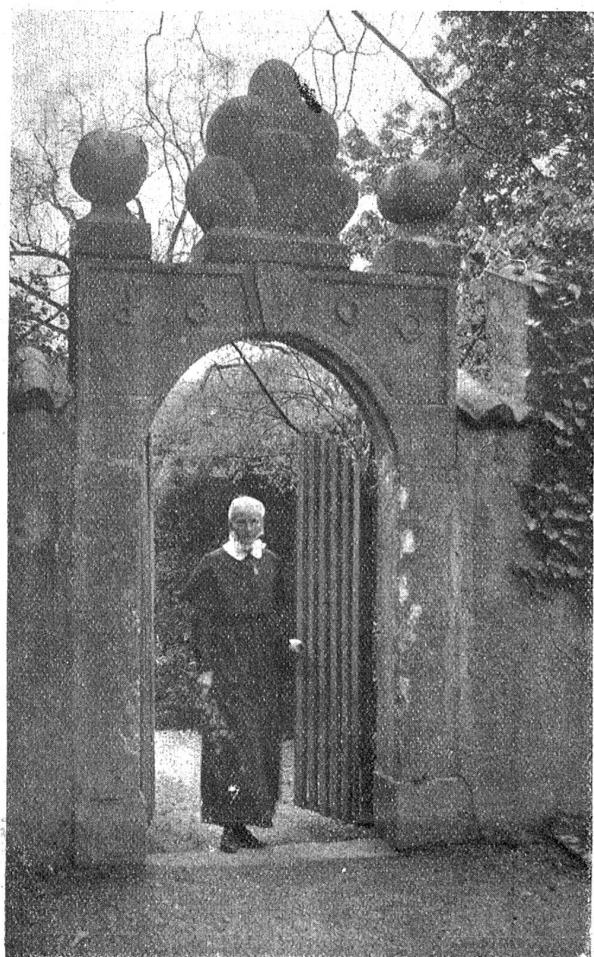
Die neue Zweckbestimmung leitet vermutlich auch eine neue, vielleicht letzte Epoche seiner Geschichte ein. Diese Tatsache rechtfertigt einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit des Schlosses.

Die Anfänge der Burg Wildenstein sind im Dunkel der Sage gehüllt. Doch glaubt die Überlieferung, daß auf dem „Wilden Stein“, dem äußersten Ende der Gyslifluh, schon ein Burgbau gestanden habe, ehe vor auf dem gegenüberliegenden Rastenberg die ersten Türme der Burg Wildegg gebaut wurden. Ein Geschlecht der Edlen von Wildegg wird erstmals in der Klingenberger Chronik erwähnt. Einer dieser Edlen soll in der Schlacht bei Sempach umgekommen sein. Aber schon um 1300 scheint nach einer Urkunde zu schließen die Burg im Besitz der Herren von Reinach (einem im Aargau reichbegüterten Geschlecht) gewesen zu sein. Kurze Zeit, von 1483—1487, war sie Eigentum des alt Schultheißen Heinrich Häfffurter von Luzern, der sich bekanntlich im Burgunderkriege als Führer der Luzerner einen Namen gemacht hat. Hernach kamen Schloß und Herrschaft Wildegg durch Kauf an die Familie von Utternau (1487 bis 1491) und wenige Jahre später an die Familie von Mülinen, in deren Besitz es über ein Jahrhundert verblieb (1491—1625). Diese Familie war auch Besitzerin der benachbarten Herrschaft Rastelen. Um 1500 herum hob die Regierung in Bern im Schenkenberger Amte die Leibeigenschaft auf. Ihrem Beispiel folgten auch die Herren von Rastelen und Wildegg. Die Leibeigenen konnten sich loskaufen und waren von nun an von Frondiensten befreit; sie waren nur mehr zu den damals üblichen Abgaben an die Herrschaft und zum Schutz der Schlosser in Kriegszeiten verpflichtet. Damals gehörten zur Herrschaft Wildenstein auch die Gemeinden Beltheim und Gauenstein und ein Teil von Villnachern. Zur Zeit der Reformation erließ der Rat zu Bern den Landleuten auch noch den sogenannten kleinen Zehnten, die letzten noch gebliebenen Reste der Leibeigenschaft. Auch die Einrichtung des „Falles“, d. h. des Besthauptes im Stalle und des Bestkleides beim Tode des Hausvaters verschwand damals. Der Herrschaft verblieb nur noch die niedere Gerichtsbarkeit mit ihren Bußen und Gefällen.



Schloß Wildenstein. Von der Westseite gesehen.

Im Jahre 1625 wurde Wildenstein Eigentum der Familie von Effingen auf Wildegg. Das Geschlecht derer von Effingen stammt aus Brugg, wo heute noch der



Schloß Wildenstein. Seitentorchen.

„Effingerhof“ an diese Tatsache erinnert. Im Jahre 1484 brachte Kaspar Effinger, der sich in den Burgunderkriegen ausgezeichnet hatte, das Schloß Wildegg durch Kauf von Schultheiß und Rat von Bern an sich. Es verblieb im Besitz der Familie bis zu dem vor wenigen Jahren erfolgten Tode ihres letzten Sprosses, der Fräulein von Effinger, die bekanntlich das Schloß als Museum der Eidgenossenschaft geschenkt hat. Nicht ganz ein Jahrhundert dauernde die erste Herrschaft der Effinger von Wildegg auf Wildenstein. Im Jahre 1720 wird die Herrschaft Wildenstein von dem durch Mississippi-Gründungsaktien reich gewordenen (später wieder verarmten) Zofinger Bürger David Sprüngli gekauft. Aber sofort zieht die Berner Regierung unter Geltendmachung ihres Zugrechts die Herrschaft an sich, und nun wird Schloß Wildegg die Residenz des Obervoogts von Schenkenberg, der das baufällige Schloß Schenkenberg verläßt und völligem Verfall preisgibt.

Auf dem Landvogteischloß Wildenstein zog nun ein neues regeres Leben ein. Außer dem zahlreichen Gefinde, das die Schloßgüter bewirtschaftete, gingen täglich die Angestellten oder Beamten des Landvogtes ein und aus; dann gab es häufig Gerichtssitzungen und Audienzen aller Art. Wagen fuhren an und ab, Reiter sprangen her oder ritten vom Schloß fort.

Die Landvogtei Schenkenberg war eine der einträglichsten aargauisch-bernerischen Vogteien. Sie gehörte zwar nicht wie Königsfelden und Lenzburg zu den Vogteien erster Klasse, aber doch mit Aarburg zur zweiten Klasse, deren Einkünfte sich auf 40,000 bis 50,000 Pfund beliefen in der 6jährigen Umtszeit der damaligen Vogte. Das Einkommen der Landvögte bestand aber nur zu einem kleinen Teil in barem Geld. Die Bauern zahlten ihre Abgaben noch in Naturalien, in Getreide, Geflügel, Eiern, Salz und Wachs. Da füllten sich jeweilen die Kornkästen, die Rammern und Truhen des Landvogtei-Schlosses.

Im sogenannten „Rittersaal“ des Schlosses hängen zwei große Wappentafeln mit den Namen und Wappen der ehemaligen Edlen, die auf Schenkenberg und Wildenstein gehaust haben, sowie der bernischen Landvögte, die hier Recht gesprochen. Unter letzteren stoßen wir auf bekannte Berner Patriziernamen wie: Willading, Fücher, Augsburger, v. Werth, Tillier, Graffenried, Steiger, Man und Effinger. Auf Wildenstein selbst regierten von 1720 bis zum Falle Berns im Jahre 1798 15 Obervögte. Zwei von ihnen seien hier erwähnt: Niklaus Emmanuel Thurner (1767–1773), das Urbild des jungen, edlen Landvogtes Arner in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“, und Daniel von Fellenberg, der Vater des berühmten Erziehers, Landwirts und Regierungsmannes der Restaurationszeit. (Schluß folgt.)

## Zürich-Tokio in 15 Tagen.

(Eine Herbstfahrt durch Soviet-Russland.)

Von Prof. J. A. Degen, Otaru. (Schluß.)

Montag früh gelangten wir, den Angarafluß folgend, nach Irkutsk, der ehemals so berüchtigten Verbrecherstation. Von da ging's in der Morgendämmerung weiter dem friedlichen Angara entlang. Ganz plötzlich hob sich der Nebel und vor uns lag das tiefblau, rings von Bergen eingegrenzte sibirische Meer: Der Baikalsee in seiner ganzen herbstlichen Schönheit. Wie dankbar waren wir hier der Zugführung für jeden Halt in dieser herrlichen Gegend, wo jeder Atemzug eine erquickende Wohltat ist. Es war nach der langer, besonders in den letzten Tagen sehr heißen Reise ein wirkliches Wiederaufleben, das deutlich auf den Gesichtern der Passagiere zu lesen war. Ja, hier ist gut sein, ebenso gut — wenigstens in dieser Jahreszeit — wie an den Gestaden des Bierwaldstättersees. Diese angenehme Saison dauert aber leider nur sehr kurze Zeit. Schon in wenigen Wochen wird diese unendliche Wasserfläche wieder dick gefroren sein und dann hört die Gemütlichkeit auf: Alles gefriert, was sich nicht in allernächster Nähe des Kaminfeuers befindet und selbst die Milch soll hier, in großen Eisklumpen in Papier eingepackt, über die Gasse verkauft werden. Über den See führen dann kreuz und quer tagelange Karawanenstraßen, die bis Ende April für große Transporte benutzt werden, während an anderen Stellen die dicke Eiskruste aufgebrochen wird, um den sehr ergiebigen Fischfang zu ermöglichen, der, außer der Viehzucht, für die Bewohner dieser Gestade das lebenswichtigste Gewerbe darstellt.

Seit die Bahn das südliche Ufer des Baikalsees umfährt, ist die Reise noch viel romantischer geworden. Zwischen den zahlreichen kurzen Tunnels hat man einen stets wechselnden Ausblick auf den See und auf kleine idyllische Gebirgstäler im Rücken, die mit ihren friedlich weidenden Kinderherden sehr an das gemütliche Zuhause erinnern. Ja, sogar die Menschen, die man hier zu Gesicht bekommt, sind kaum von unseren urtümlichen Vertretern der Landwirtschaft zu unterscheiden, abgesehen von vereinzelten Mongolentypen, die schon ab und zu dort zu sehen sind.

Große materialistische Ambitionen haben diese einfachen Leute nicht. Sie leben in einem beständigen Kampf mit wilden Naturkräften und sind froh, wenn sie mit heiler

Haut Jahr für Jahr daraus hervorgehen und sich mit ihrer Familie glücklich bis zur nächsten Ernte durchbringen können. Ihre soziale Frage ist einfach: Sie alle wissen, daß wirklicher Fortschritt nur durch ehrlches, ziehwüchtes Schaffen nicht nur einer, sondern mehrerer Generationen möglich ist und daß es Arbeiten gibt, die man überhaupt nur viribus unitis erledigen kann und andere, die jeder in seinem eigenen Interesse selbst zu verrichten hat. Ihre Frauen sind frei von der trügerischen Illusion, der zufolge die weite Welt und die menschliche Gesellschaft emanzipierter Frauen unzählige „jobs“ zu vergeben hätte, die müheloser wären als die „Schufterei“ am Küchenherd und dankbarer als die Erfüllung einer natürlichen Lebensmission. So lange die Herren in Moskau mit diesen einfachen Lebenswahrheiten nicht in Konflikt geraten, werden ihnen sicher die sibirischen Bauern keine Schwierigkeiten in den Weg legen; denn was im übrigen da drüber jenseits des Ural vor sich geht, daran dürften diese simplen Gemüter wohl ebenso wenig interessiert sein, wie seinerzeit die berühmten „Comment va votre guerre?“-Marseillaner am Weltkrieg.

Am darauf folgenden Tage hatten wir wieder ein total verändertes Landschaftsbild. Nach Chita geht's bergan über hügeliges Wüstengelände, auf dem sich hier und dort ein paar Kamele herumtreiben. Die Gegend wird immer kahler und schließlich gelangt man ganz oben im Gebirge zu der berühmten Buriatenrepublik, die hier sozusagen eine kleine Welt für sich darstellt mit ihrem sehr gemischten Volks-schlag, der mit seiner beinahe quadratischen Schädelfront schon gar nicht mehr in unsere Rasse hineinpäkt. Diese Leute leben fast ausschließlich von der Kamelzucht und einschlägigen Geschäftszweigen.

Von da geht es über strategisch wichtiges, mit russischen Kasernen überhäutes Hochland, teils über früher ostmongolisches Territorium, rasch der chinesischen Grenze entgegen. Diese wurde spät abends anstandslos passiert und 20 Minuten später fuhren wir in Manchuli, der Grenzstation Nordchinas, ein. Auch hier verließ zunächst alles programmgemäß. Nach Erledigung der Zollrevision, die auch etwa eine Stunde dauerte, wurde unser Gepäck in das bereits reservierte Coupe des Harbin-Express geschafft und hier, gerade 5 Minuten vor Abfahrt des Zuges, traf uns die große, peinlichste Überraschung unserer Orientfahrt: Ein chinesischer Polizeioffizier informierte uns: „Ihre Schweizerpässe stehen nicht im Einklang mit den hier geltenden Kriegszustandsbestimmungen. Nur Japaner und Belgier dürfen, von Russland kommend, ohne chinesischen Passvermerk in die Manchukrei hineingelassen werden. Also raus mit dem Gepäck und aufs Platzkommando!“

Wir waren arretiert. Vergeblich war mein Bemühen, dem nur ein wenig russisch sprechenden Kommandanten zu verstehen zu geben, daß der chinesische Konsul in Berlin uns das erbetene Visum als unnötig abgeschlagen habe. „Das mag wohl sein, aber beweisen können Sie es nicht. Immerhin dürfen Sie, wenn Sie wollen, hier in einem Hotel absteigen, aber Ihre Reise dürfen Sie auf keinen Fall fortsetzen, bis ich von Peking aus nähere Instruktionen erhalten habe.“ Das war das Verdict des Platzkommandanten. Auf seinen Rat sandte ich sofort für schweres Geld ein Telegramm an den Schweizerkonsul in Peking mit der Bitte, für uns beim Foreign Office vorzusprechen. Wir haben nie erfahren, was aus dem Telegramm geworden ist. Erst drei Wochen später teilte uns unser Generalkonsul in Shanghai mit, daß es zurzeit in Peking überhaupt keinen Schweizerkonsul gäbe und daß das Telegramm wahrscheinlich verloren gegangen sei.

Glücklicherweise gelang es mir nach einer schlaflosen Nacht, in einer schon mehr als zweideutig aussehenden Sve-lunte von einem halb europäischen, halb orientalischen Hotel, die gütige Assistenz des dortigen japanischen Konsuls zu gewinnen, dank derer wir dann die Erlaubnis bekamen, wenigstens bis Harbin weiterzureisen unter der Bedingung,